Zeitschrift: Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung
Herausgeber: Rosa
Band: - (2005)
Heft: 30

Artikel: Für eine Geschichte des Verschwiegenen und Verdrängten : Interview
Autor: Bernet, Brigitta / Weber, Koni / Hausen, Karin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-631478

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Für eine Geschichte des Verschwiegenen und Verdrängten

von Brigitta Bernet und Koni Weber

Karin Hausen (*1938) ist eine der Begründerinnen der historischen Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland. Ab 1978 lehrte sie an der TU Berlin als Professorin für Wirtschafts- und Sozialgeschichte. 1995 wurde sie auf eine Professur für Interdisziplinäre Frauenforschung berufen, gründete an der TU Berlin das Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung und leitete dieses bis 2003. Wie sehr die Sozialgeschichte auf Gender-Studien angewiesen ist, ist spätestens seit ihrem einflussreichen Aufsatz von 1977 klar geworden. Der Titel enthielt bereits die Essenz der Thesen: «Die Polarisierung der ‹Geschlechtscharaktere› – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben.» Hausen verfolgte hier die noch im 20. Jahrhundert verbreitete Vorstellung der rationalen und aktiven Natur des Mannes resp. der emotionalen und passiven Natur der Frau zurück bis in das späte 18. Jahrhundert und fragte nach möglichen Gründen für die Attraktivität dieses Orientierungsmusters. Wir haben uns mit Karin Hausen über diesen Aufsatz und über Theorien in der Geschichtswissenschaft unterhalten.

Frau Hausen, ihr Artikel über die «Polarisierung der Geschlechtscharaktere» hat weit über die Frauen- und Geschlechtergeschichte hinaus Aufmerksamkeit gefunden. Bis heute wird er immer wieder gelesen und hat sozusagen selber Geschichte gemacht. Zum ersten Mal wurde die Kategorie Geschlecht innerhalb der deutschsprachigen Sozialgeschichte hier als wesentliches historisches Strukturelement begriffen.

Ich glaube, dass ich in diesem Text etwas zusammengebracht habe, was quasi in der Luft lag. Zu der Zeit, als ich ihn schrieb, war in der Bundesrepublik Deutschland die Kritik an der Familie sehr virulent. Gleichzeitig entwickelte sich auch hier die historische Familienforschung, und die Neue Frauenbewegung meldete sich immer vernehmbarer zu Wort. Mir ging es darum, Familie anders, als es in der historischen Familienforschung üblich wurde, zu thematisieren und die von den 1968ern und der Frauenbewegung angemeldete Kritik an der Institution Familie zu berücksichtigen. Sie müssen sich vorstellen, dass es sich bei meinem Aufsatz nicht im Geringsten um eine Qualifikationsübung handelte – im Gegenteil. Solche Thesen aufzustellen war zu der Zeit eine Provokation. Ich erwartete, mich wissenschaftlich ins Abseits zu manövrieren.

Und jetzt gehört ihr Text zum Kanon der Sozialgeschichte.

Die Rezeptionsgeschichte des Artikels ist ja fast noch interessanter, als der Artikel selbst. Die Rezeption lief vor allem über die Nachbardisziplinen der Literatur- und Kulturwissenschaften. Erstaunlich ist, dass er kaum kritisiert worden ist. Seitens der Sozialgeschichte wurde er beschwiegen, in anderen Disziplinen wurde er gleichsam inhaliert. Das lag daran, dass das Repertoire an Geschlechterstereotypen, das im Artikel zur Sprache kommt, keineswegs bereits der Geschichte angehörte, sondern noch weitgehend etabliert war. Als Studentin hörte ich z.B.: «Mein Gott, sei doch nicht so ironisch, du bist doch eine Frau.» Oder: «Was bist du wieder rational...» Und um die Herausbildung genau dieser Stereotype geht es ja im Text. Als der Artikel erschien, waren Frauen an den Universitäten noch kaum akzeptiert. Der Artikel sprach also Dinge an, die zum Selbstverständnis der Zeit gehörten.

Sie waren in dieser Untersuchung von normativen Quellen ausgegangen. Die Thematisierung von Vorstellungen und Bildern gehörte ebenso wie die Beschäftigung mit dem Geschlecht von Menschen lange in den Bereich der Kulturgeschichte. Dagegen betonte die Sozialgeschichte die «harten» Strukturen, die quasi hinter dem Rücken der Individuen wirksam sind. Ein Gegensatz?

Die Formulierung, dass die Geschichte sich hinter dem Rücken der Menschen abspielt, hat mir immer sehr eingeleuchtet. Es gibt knallharte Strukturen, davon bin ich überzeugt, und die muss man genau untersuchen. Eine solche Sichtweise wird aber dann zum Problem, wenn man nur noch die Strukturen sieht. Nehmen sie zum Beispiel die Modernisierungstheorien. Diese sind viel zu grobschlächtig. Sie bieten mir zwar Indikatoren der Modernisierung, aber sie helfen überhaupt nicht zu verstehen, warum Menschen unter diesen Bedingungen so und nicht anders handelten, worüber sie sich beispielsweise freuten oder sorgten. Bei Strukturen denke ich an das, was materialiter wirksam ist, also nicht nur an ökonomische Strukturen. Das wäre eine unzulässige Verengung. Es geht aber auch nicht nur um das Materielle. Ebenso können Normen und Konventionen, wie zum Beispiel die Geschlechtercodes materialiter wirksam sein. Mich hat immer auch interessiert, welche Schemata die Leute in den

Köpfen haben und was sie damit machen. Man kann schon sagen, das sind nur Vorstellungen – aber die Menschen handeln eben angesichts der Bilder, die sie sich von der Welt machen. Darum ist die Analyse solcher Vorstellungen wichtig.

Geht es hier also um die Differenzen zwischen einer Makro- und einer Mikrosicht? Und würden sie daher eher für einen Blick von unten, für eine Mikroperspektive plädieren?

Nicht unbedingt. Die Alltagsgeschichte, die sich auch als Mikrogeschichte profiliert hat, läuft Gefahr, dass unter ihrem Label keine Geschichte, sondern nur noch Geschichten erzählt werden. Es gibt heute ein Bedürfnis nach leicht konsumierbarer und medial aufbereiteter Geschichte. Das kann für geschichtswissenschaftliche Forschungsarbeit sehr problematisch sein. Parallel dazu wird das engagierte Nachdenken über Geschichte zum Luxus erklärt. Das ist meines Erachtens ein Politikum. Wenn die professionelle Erforschung und Darstellung von Geschichte als weltfremd und allenfalls noch als unterhaltsam gilt, ist es schlecht um sie bestellt. Denken sie an die Kriege in Jugoslawien, die Auflösung der Sowjetunion – diese Ereignisse sind den Sozialhistorikern geradezu unerwartet um die Ohren geflogen. Sie konnten anfangs überhaupt nichts dazu sagen. Obwohl soziale Spannungen, Krisen und eben auch Kriege zentrale Themen der Sozialgeschichte sind, war sie nicht in der Lage mit diesen Phänomenen umzugehen. Und zwar weil sie sich – ich sage das einmal polemisch – allzu sehr darauf kapriziert hat, nur immer noch eine Hexe in irgend einem regionalen Winkel aufzuspüren und deren Leidensgeschichte zu erzählen. Damit schaufelt sich die Geschichtswissenschaft aber ihr eigenes Grab. Daraus ergibt sich ein Anspruch an die Mikro- und Alltagsgeschichte: Geschichten müssen so erzählt werden, dass sie historisch «be-deutend» werden. Wenn ich eben als Beispiel die Hexenforschung karikiert habe, dann meine ich damit nicht, dass Hexen als historischer Gegenstand nicht bedeutend wären, im Gegenteil. Man darf sich aber nicht damit begnügen, Geschichtchen über sie zu erzählen. Es geht vielmehr darum, im Einzelfall grössere Zusammenhänge zur Sprache zu bringen, z.B. Zusammenhänge der Zauberei, der Hexenverfolgung oder der Stufen des Ausschlusses, die nötig sind, damit jemand seine Rechte verliert und verfolgbar wird. Das ergäbe dann auch Resonanzeffekte mit der Gegenwart und diese wiederum könnten die einzelne Geschichte aus ihrer vermeintlichen Bedeutungslosigkeit herausholen.

Man darf sich nicht damit begnügen Geschichtchen zu erzählen.

Forscherin mit Weitblick.

Der Vorwurf der Abgehobenheit wurde der Geschichte auch im Zusammenhang mit ihren Methoden gemacht. Vor allem die Theorielastigkeit der Sozialgeschichte wurde immer wieder zum Angriffspunkt. Welche Rolle spielen Theorien für die Geschichtswissenschaft?

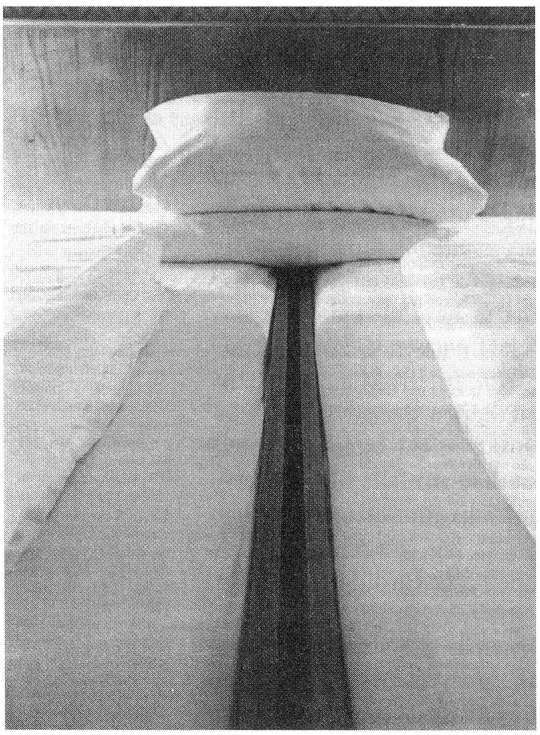
Theorien können dabei helfen, eine Frage richtig zu stellen. Sie regen an und erleichtern es, über die Reichweite einer Frage nachzudenken. Sie lassen sich nicht verifizieren. Man kann höchstens feststellen, dass eine Theorie bis heute noch nicht falsifiziert wurde. Nehmen wir als Beispiel die Theorie des Kapitals von Karl Marx und dort im ersten Band den Abschnitt über die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals. Marx entwickelt hier das Problem, dass der Kapitalismus historisch irgendwann einmal angefangen haben muss. Irgendwo – und Marx versucht zu zeigen wo – muss es erstmals frei verfügbares Kapital und irgendwo erstmals für Lohnarbeit freigesetzte Arbeitskraft gegeben haben. Die Antworten, die Marx selbst auf seine Frage gegeben hat, haben der geschichtswissenschaftlichen Forschung nicht standgehalten. Aber das schmälert überhaupt nicht die Leistung von Marx, eine wichtige Frage gut und systematisch richtig gestellt zu haben: Er hat etwas in Frage gestellt, was auch heute noch fragwürdig ist. Gleiches tat Foucault in seinen Studien zum Gefängnis und zur Psychiatrie, mit denen er die Fortschrittsidee der bürgerlichen Gesellschaft frontal angegriffen hat. Foucault hat gezeigt, dass man den Zivilisationsprozess nicht nur als Zunahme von Freiheiten beschreiben kann, sondern ebenso als eine Zunahme von Zwängen sehen muss. Wie er seine veränderten Perspektiven und Analyseverfahren im einzelnen an historischen Materialien erläutert hat, das ist zu Recht als zu ungenau oder auch als falsch kritisiert worden. Viele der Ambivalenzen, die den Prozess der Zivilisation auszeichnen, fallen bei ihm unter den Tisch. Auch er schreibt eine «Zunahme von...»-Geschichte. Aber sein Verdienst war und ist es, dass er die Fortschrittsthese zu einem Zeitpunkt grundlegend in Frage gestellt hat, als sie noch zum common sense gehörte; dass er klargemacht hat, wie bedeutsam und wirkungsmächtig Phantasmen in den Köpfen der Menschen sind; und dass er gezeigt hat, auf

Theorien lassen sich nicht verifizieren.

welche Weise das Verdrängte, Verschwiegene, das zur Nebensache Erklärte und Unterdrückte trotzdem in Gesellschaften Wirkungen entfaltet und unablässig gesellschaftlich bearbeitet wird.

Sie haben sich öfters gegen die grossen Theorien, grossen Kategorien und Metaerzählungen gestellt. Was kritisiert die Geschlechtergeschichte an den Kategorien der Sozialgeschichte?

In meinem Aufsatz über die «Nicht-Einheit»[1] habe ich thematisiert, welche problematischen Folgen das Bedürfnis nach grossen Einheiten haben kann. Ich frage dort nach dem Preis, den man dafür zahlt, um so integrierte Bilder wie z.B. «Nation» oder «Geschlecht» aus der Realität zu extrapolieren. Die gleiche Kritik geht auch an die Grosstheorien der Sozialgeschichte. Die Kategorie «Klasse» – ein Zentralbegriff der Sozialgeschichte – funktioniert ja nur, wenn die Realität der Frauen daraus ausgeblendet bleibt. Erst jetzt, und das hängt mit dem «linguistic turn» zusammen, beginnt man sehr langsam, die Arbeitergeschichte auch explizit als Männergeschichte zu begreifen. (....) Aber zurück zur Grosskategorie der Klasse. Es handelt sich auch bei ihr um ein Denkschema. Jürgen Kocka wollte vor vielen Jahren mit mir diskutieren, was nun wichtiger sei: Klasse oder Geschlecht. Ich habe ihm gesagt, dass diese Frage völlig absurd ist. Wenn man auch nur eine leise Ahnung davon hat, wie stark männlich eingefärbt das Klassenkonzept ist, so sieht man, dass es überhaupt keinen Sinn hat, Klasse gegen Geschlecht zu stellen. Denn Klasse *ist* Geschlecht – und umgekehrt. Frauen haben immer etwas anderes gemacht, als sie qua Begriff oder Vorstellungen von Klassenzugehörigkeit eigentlich hätten tun müssen. Die Kategorie «Klasse» aber verdeckt systematisch die sehr unterschiedlichen geschlechtsspezifischen Positionszuweisungen und Verhaltensweisen. Sie sehen, dass aus der Sicht der Geschlechtergeschichte Klasse als methodisches Konzept untauglich ist. Aber gleichwohl ist die Klassentheorie historisch überaus wirkungsmächtig gewesen – ebenso als Erkenntniskategorie der Sozialgeschichte. Und eben deshalb muss sie im Hinblick auf Geschlechtergeschichte auf neue Weise kritisch untersucht werden. Die Unzulänglichkeit des Analysekonzepts «Klasse» kann mit Hilfe der Kategorie Geschlecht unschwer aufgedeckt werden, sobald nachgefragt wird, was wird in diesem scheinbar neutralen Konzept dominant hervorgehoben und was verbleibt im Schatten.


Geschlechterverhältnisse.

Es ist quellentechnisch schwierig, die Geschichte von Frauen zu rekonstruieren. Die Sache der Frauen war, wie Sie ausgeführt haben, ja oft nicht der Rede wert. Dazu kommt, dass die Quellen ungleich verteilt, archiviert und meist nach «männlichen» Kriterien überliefert sind. Das stellt die Historikerin / den Historiker vor Probleme.

Sie erwähnen eine Schwierigkeit, die zwar besteht, die ich aber nicht für prioritär halte. Es geht in dieser Frage nur zum kleineren Teil um ein Quellenproblem. Unbearbeitete Quellen zur Frauen-, Geschlechter- und daher zur Sozialgeschichte gibt es genügend. Sie müssen nur als solche erkannt und analysiert werden. Die Probleme liegen weniger in den Archiven, sondern mehr in den historiographischen und zeitgenössischen Gewichtungen – und damit in den Köpfen heutiger Historikerinnen und Historiker. Genau aus diesen Gründen halte ich es für sehr wichtig, das Verschwiegene zu thematisieren. Das, was sagbar wäre, aber aus bestimmten Gründen doch nicht gesagt wird. Ich glaube, dass es für Menschen sehr wichtig ist, sich zur Sprache zu bringen und sich so zu verständigen. Die Frage ist nun aber, was zur Sprache kommt und was nicht. Wo, wie, von wem und nach welchen Kriterien wird die Grenze gezogen zwischen dem, was als bedeutend erachtet wird, und dem Unbedeutenden? Ein typisches Beispiel ist hier ja die Formulierung «Haupt- und Nebenwiderspruch,» wie sie in sozialistischen politischen Programmen auftaucht. Hier wurden ganz klar Prioritäten gesetzt. Progressiv daran war, dass im Gegensatz zu anderen politischen Programmen das Thema der Frauenemanzipation überhaupt als politisches Problem benannt wurde. Das ist ja bis heute nicht selbstverständlich. Andernorts war solches dagegen überhaupt nicht der Rede wert. In beiden Fällen unterliegt das Gesagte der Geschlechterordnung. Sie sehen daran, dass es bedeutend ist, etwas zur Sprache zu bringen.

Sie würden sich also für eine Geschichte des Verdrängten stark machen. Bezeichnet dies in etwa auch das Verhältnis, in dem die Geschlechtergeschichte bisher zur Sozialgeschichte steht?

Auf das erwähnte Verdikt des Unbedeutenden stossen sie natürlich nicht nur in der Politik, sondern auch in der Geschichtsschreibung selbst. Ich habe mich immer wieder über Anrufe geärgert, die begannen mit: «Unser Sammelband ist beinahe fertig, noch ein paar Wochen bis zum Druck, und nun haben wir bemerkt, dass noch etwas fehlt...» Und Sie können dreimal raten, was da noch fehlt: Unter den Schreibenden fehle eine Frau und das Thema Geschlecht sei noch nicht abgedeckt. Ich konnte es mir in meiner Position leisten, solche gut gemeinten Angebote auszuschlagen mit dem Hinweis, gerne etwas frühzeitiger einbezogen zu werden. Jüngere Wissenschaftlerinnen aber wissen, dass sie zugreifen sollten, auch wenn sie erkennen, dass ihnen ein unerträglicher zeitlicher Druck und damit vergleichsweise schlechte Startchancen zugemutet werden. Eine Hauptaufgabe besteht eben immer noch darin, die in der historischen Zunft etablierten Denkschemata zu knacken und zu verändern. Da bleibt noch sehr viel zu tun. Es hat keinen Sinn, sich da etwas vor zu machen.

Welche Perspektiven, welche Forschungsthemen sehen sie heute für die Sozialgeschichte?

Grundsätzlich finde ich es unumgänglich, in der Sozialgeschichte – weit mehr als es bereits geschieht – Geschlecht stets als notwendige Kategorie zu berücksichtigen. Das bisherige Forschungsprogramm war weitgehend geschlechtsneutral als Menschengeschichte ausgelegt. Die Tatsache aber, das die Menschen vorrangig als Männer in den Blick kamen, ist bislang viel zu wenig aus Sicht einer Männergeschichte kritisiert und korrigiert worden. Eine umfassende Gesellschaftsgeschichte, die soziale, wirtschaftliche, kulturelle und politische Interdependenzen ernst nimmt, muss durchgehend als Geschlechtergeschichte konzipiert werden. Zu berücksichtigen und analysieren sind demnach: das soziokulturelle Normenwerk der Geschlechterordnung; deren tiefgreifende Auswirkungen auf die jahrhundertelange gesellschaftliche Platzierung neugeborener Menschen als entweder weibliche oder männliche Menschen; die Bedeutung der Geschlechterdifferenz für die Strukturierung von Gesellschaften generell; die für Frauen und Männer aller sozialen Schichten prinzipiell different vorgesehenen Handlungsspielräume und daraus folgenden verschiedenartigen Aktions- und Erfahrungsvoraussetzungen. Mit dergestalt geschärfter Aufmerksamkeit wird schließlich die Aufgabe um so interessanter, historisch herauszufinden, wo, wie, mit welchen Zielen und Wirkungen Frauen und Männer jeweils Einzeln oder in Gruppen, miteinander oder auch gegeneinander agierten, was sie anstrebten und erreichten, wie sie zum historischen Wandel beitrugen und diesem ausgesetzt waren.
Es gibt noch sehr viel Unerzähltes in der Geschichte. Nehmen Sie zum Beispiel so etwas Einschneidendes wie die Antibabypille. Sie hat das Verhalten, die Wahrnehmung und das Selbstverständnis eines Grossteils der Bevölkerung seit den 1970er-Jahren geprägt. Aber bis heute hat diese revolutionäre Veränderung kaum geschichtswissenschaftliches Interesse gefunden. Eine umfassende Sozialgeschichte der Antibabypille steht bis heute aus. Das wäre also ein Beispiel einer Geschichte, die es noch zu erzählen gilt. Man kann die Sache auch von einer anderen Seite her aufrollen: Während es zur Frauengeschichte mittlerweile eine rege Publikationstätigkeit gibt, sind Untersuchungen, die sich mit Männern als Männern befassen, äusserst selten. In Bezug auf das, sagen wir mal, «männliche Selbst», gäbe es viel zu erhellen. Ich denke an Fragen wie: Was setzt das Selbstkonzept von Männern in Gang? Was dürfen sie zeigen und was nicht? Was bedeutet es historisch, dass lange Zeit exklusiv Männer Zugang hatten zu bestimmten Berufen, zu höherer Ausbildung, zu politischen Entscheidungsgremien? Wie wäre die Geschichte des Parlamentarismus, der Regierungen, der Gewerkschaften im 19. Jahrhundert als Männergeschichte zu lesen? Bezüglich solcher Fragen sehe ich grossen Forschungsbedarf.

Es gibt noch sehr viel Unerzähltes in der Geschichte.

LITERATUR

[1] Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte, in: Hans Medick, Anne-Charlotte Trepp (Hg.), Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven [Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Bd. 5], Göttingen 1998, S. 15 - 55.

INTERVIEWERINNEN

Brigitta Bernet hat Geschichte, Philosophie und russische Literatur studiert und schreibt gegenwärtig bei Jakob Tanner eine Dissertation zur Wissenschaftsgeschichte der Schizophrenie-Diagnose. bernet@fsw.unizh.ch.

Koni Weber studierte an der Uni Zürich Soziologie, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und Ethnologie. Gegenwärtig schreibt er eine Dissertation zur Rolle von Statistik bei der Repräsentation und Produktion sozialer Ungleichheit. weber@fsw.unizh.ch.